

In memoriam Sylvia Rosenhek
Hannes Benedetto Pircher

Sylvia Rosenhek erlebte ich als warmherzigen Menschen, als große Gastfreundin und, in Erscheinung und Gestus, als Madame. Ich lernte sie im Jahre 2008, dreieinhalb Jahre vor ihrem Tod im Jänner 2012, kennen. An einer Art von Demenz erkrankt, wurde sie jahrelang mit liebevoller Aufmerksamkeit von ihrer Tochter Batya Horn betreut und gepflegt. In regelmäßigen Abständen verbrachten wir immer wieder lange, vergnügliche Abende zum Nachtmahl miteinander, weidlich bekocht und bedient von Batya, die sich freute, wenn wir uns gut unterhielten, miteinander lachten, miteinander sangen. Dieses Buch bietet eine Auswahl von Sätzen, die Sylvia Rosenhek unter anderem bei Gelegenheit solcher abendlicher Rekreationen hervorbrachte.

Die Entscheidung, diese Sätze ihrem dialogischen oder monologischen Kontext zu entreißen und in einem Buch zu veröffentlichen, könnte glauben machen, daß hier »Weisheit«, portioniert in aphoristisch anmutenden und epatierend formulierten Sinnsprüchen, verkauft werden soll. Aber: Aphorismus, Aperçu, Bonmot, Sentenz, Maxime – mit diesem durchaus einträglichen Tagesgeschäft der französischen »Moralisten« des 17. und 18. Jahrhunderts haben die in diesem Bändchen abgedruckten Sätze nichts zu tun, nichts, insofern diese Sätze nicht *als* Aphorismen,

Bonmots etc. produziert worden sind. Allein der Rezipient ist es [zumal hineingestoßen durch den Kultur-Rahmen, den das Buchmachen als solches erzeugt], der geneigt ist, aus den von Sylvia Rosenhek gesprochenen Sätzen etwas zu machen, als was sie nie gedacht waren.

Gleichwohl: Die Entscheidung zu dieser Publikation weiß um dieses Rezeptionsverhalten. Es sei dem Leser also durchaus gestattet, daß er sich schwertut, *nicht* das philosophische Ohr zu öffnen, wenn er beispielsweise liest: »Sagen heißt sich ausliefern.« Oder man darf durchaus an Martin Buber oder Paul Watzlawick erinnert werden, wenn Sylvia Rosenhek sagt: »Vielleicht weiß ich etwas über mich – durch Dich.« Aber: Dieses Buch dient nicht den »Moralisten« des 21. Jahrhunderts [unsere Schriftsteller heute sind es allesamt!], sondern dem Herzensanliegen, dem ehrenden Andenken an Sylvia Rosenhek eine angemessene Form zu geben.

Freilich: Wer Sylvia Rosenhek, zumal demenzkrank, erlebte, dem blieb ihr ausgeprägtes Gespür für die Mittel wirkungsorientierter Kommunikation nicht verborgen, ein Gespür, das immer wieder in ihren Monologen, zu denen sie ebenso lustvoll wie antithetisch ansetzte, aufblitzte. Rosenheks Gedankensplittern wohnt ein fundamental rhetorischer Gestus inne, der vor allem eines

offenbart: ihre Lust an Konversation. *Con-versatio*: Die bezaubernde Dame verkehrte mit uns meist in Deutsch, bald aber französisch, bald rumänisch, bald italienisch. Aber *conversatio* ist nicht lediglich eine Frage einer bestimmten Sprache, vielmehr eine Frage – eben – des Verkehrs, des Umgangs, der gesellschaftlichen Beredsamkeit.

»Wenn ich in Ordnung bin, ist die ganze Welt in Ordnung.« Oder: »Es gibt keine Lust, wo es keine Kraft gibt.« Daß solche Sätze aphoristisch anmuten, hat seinen Grund vor allem im genannten Gestus, der selber eminent rhetorisch ist, das heißt: Der Gestus selbst ist Teil der fundamentalen Funktion des Rhetorischen innerhalb des sozialen Lebens [H. G. Gadamer]. Ich verstehe nichts von den unterschiedlichen Formen von Demenz-Erkrankungen. Aber ich beobachtete in meinen Gesprächen mit Sylvia Rosenhek, daß der mimetisch und rhetorisch gemusterte Gestus, daß die *Gebärde* sie zu Ausführungen und Erzählungen beflügelte, zu der sie, an der Gebärde [aus welchen Gründen auch immer] gehindert, nicht in der Lage war. Paul Zumthor, nachdenkend über Körper, Gedächtnis, Stil und Performanz im Mittelalter, meint in Bezug auf die *artes praedicandi*: »Mit der Stimme trägt die Geste dazu bei, den Sinn des Textes zu fixieren, ja, vielleicht allererst zu ermöglichen.«

Die Gebärde, die [sozialen] Sinn allererst hervorbringt, scheint – wie von selbst – die rhetorischen Mittel der Aphorismusbildung zu beherrschen. Ich war immer hocherstaunt, wie trefflich Sylvia Rosenhek die Mittel des Redeschmucks [κόσμος/*ornatus*] »unbewußt-bewußt« zum wirkungsvollen Einsatz brachte: Neologismus, Lakonie, Antithese, Paradoxie, Oxymoron, Alogismus, Onomatopöie, Katachrese, Ironie, Emphase, Hyperbel, Hyperbaton, Apodeixis, Ethopoie etc.

Karl Kraus, selber Aphoristiker von einigen Gnaden, faßt das Wesen des Aphorismus aphoristisch: »Der Aphorismus deckt sich nie mit der Wahrheit; er ist entweder eine halbe Wahrheit oder anderthalb.« Schön. Gesagt. Aber den Begriff der Wahrheit wollen wir erst gar nicht einführen. Denn die Welt des Aphorismus ist die Welt des Rhetorischen: Die Kunst der Wirkung des *gesprochenen* Wortes ist seit Korax und Teisias zur Anwältin eines Wahrheitsanspruches berufen, der das *Wahrscheinliche*, das εἰκός [*verisimile*], gegen den Gewißheitsanspruch der Wissenschaft verteidigt.

Wer aphoristisch Erkenntnis wahrbastelt, setzt das sogenannte *sprachanalytische Prinzip* voraus, das besagt, daß »Wirklichkeit« nie unabhängig von unseren Denkmustern und Sprachspielen gegeben ist. In der Analyse unseres

Sprechverhaltens haben wir es nicht mit den »Dingen«, wie sie »wirklich« sind, zu tun, sondern lediglich mit der Art und Weise, diese Dinge zu sehen und über sie zu sprechen. In diesem Sinne erlaube ich mir, Sylvia Rosenhek – nur dieses eine Mal! – beim Wort zu nehmen: »Ich versteh nicht die Klarheit der Worte.«

Gerade die gänzliche Abwesenheit der Absicht, die halbe oder anderthalbe Wahrheit zum Zwecke eines Erkenntnisfortschritts – wohlweislich die Persuasionsnützlichkeit des Redeschmucks gewärtigend – ins geschliffene, einmal ironisch, einmal paradox gewendete Wort zu heben, lädt uns auf unaufdringliche Weise ein, die *gewöhnliche* Art und Weise zu verändern, uns selbst und »die Dinge« zu sehen und über sie zu sprechen. Und natürlich: Sprache ist so gebaut, daß Lüge [nicht lediglich »die halbe Wahrheit«] möglich ist. Gottseidank! Wahrheit ist Figur!

Sylvia Rosenhek hat nicht viel *von sich* hergemacht, aber stets *bella figura*. Ich danke ihr für die vergnüglichen Stunden mit ihr. »Ich möchte durchbrennen – in meine Welt.« Ich lege ihr dieses Wort ins Grab, eines, das sie sprach, um zu leben.